

## Diversität und Medien

Ursprünglich wurde soziale Ungleichheit als strukturelle Problemlage erachtet, im Schlagwort „digital divide“ etwa als unterschiedlicher oder exklusiver Zugang zum Internet und/oder als ungleiche Kompetenzen für dessen Umgang. Seit etwa den 1980er-Jahren, vor allem mit den Cultural Studies, den Gender- und Migrationsforschungen, sind, so die Grundthese der beiden Herausgeberinnen, „Achsen der Differenz“ eingezogen und soziale Ungleichheit auf Geschlecht, Ethnie bzw. sozioethnischen Hintergrund, Kultur, sexuelle Orientierung und Hautfarbe erweitert worden. Entsprechend unscharf wird die Begrifflichkeit, die außerdem mit Differenz, Diversität, Benachteiligung, Differenzierung, Vielfalt, Inklusion und Exklusion, Integration und Desintegration umschrieben und auch in diesem Sammelband nicht klarer wird. Für die öffentliche Verbreitung und Wahrnehmung dieser Differenzen kommt den Medien eine beachtliche und wachsende Bedeutung zu, freilich zum geringsten als getreuliche Abbilder und pluralistische Repräsentationen, vielmehr – und dieser Argwohn zieht sich fast durch alle Beiträge, die auf einer Fachtagung im Jahr 2005 beruhen – als Inszenierungen, Zerrbilder, ideologische Konstrukte. Strukturelle Fragen werden nur in wenigen der insgesamt 13 Beiträge angepackt: Im ersten Aufsatz versucht sich die Kölner Medienwissenschaftlerin Irmela Schneider an einem mediengeschichtlichen Parforceritt unter der kategorialen Maßgabe von Inklusion und Exklusion, der allerdings reichlich schief und kryptisch ausfällt.

Bärbel Röben, bei der Journalistik an der Uni Dortmund tätig, erfragt den Anteil der Migrantinnen an Frankfurter Medien als Modellfall und muss erwartungsgemäß deren Unterrepräsentativität konstatieren. Die beiden Kommunikationswissenschaftlerinnen Elisabeth Klaus (Salzburg) und Jutta Röser (Lüneburg) können zeigen, dass hinter dem zeitweise überbordenden Gerede vom „Unterschichtenfernsehen“ – das nach Harald Schmidts Initial 2005 fast durch alle sogenannten Qualitätsmedien waberte und letztlich der schadenfrohen Eigenbelobigung diene – die überkommene „Spaltung zwischen Hochkultur versus Massenkultur“ (S. 273), die wohlfeile Abwertung bzw. Ausgrenzung vermeintlicher Geschmacklosigkeit der nur beschworenen Unterschichten, aber auch latente Ängste vor weiterem Wandel des Mediensystems stecken. Solch analytische Klarheit hätte man sich vermehrt gewünscht. Denn die meisten anderen Beiträge greifen sich medieninhaltliche Phänomene heraus und explizieren daran bestimmte exkludierende, überzeichnende oder diskriminierende Tendenzen, etwa „Whiteness“ als latente oder explizite Norm in der Fernsehserie *Der Alte* und in der Werbung, die einseitige, vornehmlich visuelle Darstellung von „digital divide“ in Internetdiskursen, Funktion und Ideologie von Kriminalität in populären Fahndungssendungen, tendenziöse Inszenierungen von Körperlichkeit und Schönheit beispielsweise in der Show *The Swan – endlich schön* sowie von Leistungs- und Normdruck in diversen Castingshows und endlich die perfiden Strategien von Anprangerung und Stigmatisierung in „Bild“ als

Mechanismen des Boulevardjournalismus. Dass es inzwischen unzählige Bestrebungen und auch Erfolge gibt, gegen die hier vorrangig beachteten Mainstream-Medien eigenständige, (möglichst) authentische, wenn auch minoritäre Öffentlichkeiten und öffentliche Diskursformen durchzusetzen, zeigen nur zwei Beiträge: einer über die 30-jährige Geschichte des „International LGBT Film Festivals“ in San Francisco, auf dem queere Medienprodukte publiziert werden, der andere über Netzplattformen türkischstämmiger Jugendlicher in den Niederlanden.

Sicherlich befördern all diese Fallstudien einige erhellende Erkenntnisse und exemplarische Befunde, aber da sie unter besagtem Vorzeichen angelegt sind, können sie kaum den Eindruck der Überpointierung abschütteln und fügen sich nicht zu einem analytischen Strukturgefüge zusammen: „Ob und wie mediale (Macht)Diskurse ethische, soziale, kulturelle und geschlechtliche Vielfalt aufnehmen“ (S. 9) und „welche medienpolitischen Strategien [...] entwickelt werden [können], um einen nach wie vor gültigen demokratischen Anspruch auf Qualität und Ausgewogenheit in den Medien sowie auf mehr Teilhabegerechtigkeit für marginalisierte Gruppen“ (S. 10) aufrechtzuerhalten – wie die Herausgeberinnen eingangs betonen –, dazu leisten diese Beiträge allenfalls anschauliches Stückwerk, zum medienpolitischen Ziel allerdings am wenigsten.

Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler



**Ulla Wischermann/Tanja Thomas (Hrsg.):** *Medien – Diversität – Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz.* Wiesbaden 2008: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 284 Seiten mit 12 Abb. u. 6 Tab., 29,90 Euro